

Neben der mangelnden Quellenkritik fehlen auch Hinweise auf die Zeit- und Kontextgebundenheit von Ereignissen und Interpretationen. Der Autor schreibt zwar in der Einleitung, dass viele Angaben nur für bestimmte Gruppen oder Regionen zutreffen. Die weiteren Ausführungen lesen sich jedoch so, als würden sie für die gesamte Gesellschaft gelten. Trotz der zu Anfang gesetzten Relativierung und der Frage, ob die drei Bevölkerungsgruppen eher Rassen, soziale Klassen, Ethnien oder Kasten sind, werden im Weiteren ungebrochen Angehörigen dieser Gruppen bestimmte Charakteristika zugeschrieben und dies unabhängig von ihrer sozialen, politischen oder ökonomischen Rolle. Den Ausführungen liegt das Schema zugrunde, das bis heute weltweit in den Medien reproduziert wird: die Hutu waren Bauern und Unterdrückte, die Tutsi Viehzüchter und Herrschende, die Twa eine wenig "zivilisierte", marginale Bevölkerungsgruppe. Der Autor spricht sogar von drei Subkulturen in der Bevölkerung mit unterschiedlichen Erziehungssystemen und von verschiedenen Rassen, was wissenschaftlich nicht zu begründen ist. Zudem betonen Rwander und Rwanderinnen, unabhängig von der Fremd- oder Selbstzuschreibung einer "ethnischen" Identität, dass sie eine gemeinsame Kultur, Sprache und Weltanschauung haben und auf geographisch gleichem Raum leben, so dass auch die Kriterien für "ethnische" Unterschiede nicht gelten. Vergleicht man z. B. mit dem Mittelalter in Europa, so hatte der Adel selbstverständlich andere Erziehungsziele und -methoden als der Bauernstand. Das preußische Militär setzte sich aus den "Langen" zusammen, ohne dass die Soldaten sich von der Bevölkerung "rassisch" unterschieden. Wir müssen akzeptieren, dass es bis heute keine wissenschaftliche Erklärung gibt, wie die so genannten "ethnischen" Gruppen entstanden sind und wie es zu der Identitätsbildung kam.

Alle Gesellschaften unterliegen Dynamiken, die zeit-, raum- und ortsabhängig sind. In den Wissenschaften hat sich ab Mitte der 1980er Jahre eine Forschung entwickelt, die der bis dahin herrschenden Geschichtsschreibung der vorkolonialen Zeit eine Geschichte der oralen Tradition der Bevölkerung entgegensetzt und eine kritische Lektüre von bisher regelmäßig reproduzierten Tatbeständen und so genannten Traditionen vornimmt (z. B. Ntezimana, Newbury, Mbonimana, Schürings; besonders Jan Vansina, *Le Rwanda ancien. Le royaume Nyiginya*. Paris 2001). So geht der heutige Forschungsstand weit über die vorliegenden Inhalte hinaus, analysiert und interpretiert differenzierter, hinterfragt manche Dogmen der kolonialen Geschichtsschreibung.

Kann diese Arbeit klärend zu den Ursachen der Konflikte der rwandischen Gesellschaft, die 1994 in einem Genozid und in Verbrechen gegen die Menschheit kumulierten, beitragen, wie der Autor beansprucht? Die Antwort ist "nein", denn dieses Buch trägt eher zur weiteren Verbreitung von Stereotypen und Imaginärem über die Vergangenheit und gesellschaftliche Entwicklung bei. "Erziehung in Rwanda während der Zeit der Könige" ist eine weitgehende Wiederholung von Wissen und besonders Interpretationen und Wertungen von da-

mals in Rwanda herrschenden Gruppen, Kolonialherren und Vertretern der katholischen Kirche.

Wenn man heute über Rwanda veröffentlicht, dann ist es wichtig, zu sehen, ob die Arbeit zur Konfliktverschärfung oder zur Klärung von Konfliktursachen beiträgt. Dieses Buch ist sehr konventionell, es berücksichtigt weder gesellschaftliche Brüche, dynamische Prozesse in einer Gesellschaft noch den neueren Forschungsstand. Es werden Mythen reproduziert und die Erfindung von Traditionen perpetuiert. Es handelt sich nicht um eine Sozialgeschichte des Volkes in Rwanda, der Banyarwanda, der Menschen, die in Rwanda leben.

Über Rwanda forschen und schreiben ist besonders seit 1994 ein schwieriges Unterfangen. Anhänger der verschiedenen politischen Richtungen unterstellen häufig Autoren und Autorinnen, eine bestimmte Gruppe zu unterstützen, den Genozid "legitimieren" zu wollen oder Revisionisten zu sein. Umso wichtiger ist es, dass Wissenschaftler sehr genau und quellenkritisch analysieren und versuchen, ein Maximum an wissenschaftlicher Objektivität zu erreichen.

Hildegard Schürings

Evans, Toby Susan, and Joanne Pillsbury (eds.): Palaces of the Ancient New World. A Symposium at Dumbarton Oaks 10th and 11th October 1998. Washington: Dumbarton Oaks Research Library and Collection, 2004. 416 pp. ISBN 0-88402-300-1. Price: \$ 30.00

Die Aufbereitung und Drucklegung der auf dem Symposium vorgestellten und diskutierten Beispiele von Palastbauten und deren Bedeutung im vorspanischen Amerika benötigte ein paar Jahre, wie es jetzt oft zu beobachten ist. Dennoch ist die dem Symposium zu Grunde gelegte Fragestellung nach wie vor aktuell, ob man im alten Amerika überhaupt von Palastbauten sprechen könne oder ob der aus der Alten Welt stammende Begriff auf entsprechende Gebäudekomplexe in der Neuen Welt nicht angewendet werden dürfe. Gerade wegen ihrer Grundsätzlichkeit, aber auch wegen der unter diesem Aspekt untersuchten Bauten in Mesoamerika und dem zentralen Andenraum ist die Zusammenstellung von Beiträgen namhafter Wissenschaftler äußerst interessant. Grundsätzlich gilt die Frage, ob es helfen würde, mit Begriffen aus den indigenen Sprachen die Distanz zu altweltlichen Kulturkomplexen zu markieren, inhaltliche Klarheit zu schaffen. Ich stimme mit den Herausgeberinnen des Sammelbandes überein, dass es nicht unbedingt hilfreich wäre, sondern dass wir mit unseren wissenschaftlichen Begriffen Ähnlichkeiten benennen und Unterschiede in der Deutung herausarbeiten müssen. Die einzelnen Beiträge unterscheiden sich daher auch in der Betrachtung und Interpretation gemäß den Besonderheiten entsprechender Wohnbauten der Eliten in den einzelnen Kulturkomplexen. Es wird durchaus auch insofern ein Unterschied deutlich, als einige der Autoren als Palast nur den Wohnsitz des jeweiligen Herrschers ansehen, andere jedoch auch herausragende Gebäudekomplexe mit durchaus anderen Funktionen

und Bewohnern als Paläste verstehen. Sie mögen Mitgliedern der Elite in niedrigeren Positionen als Wohnraum gedient haben, für administrative Aufgaben genutzt worden sein, unterschieden sich aber deutlich von den Behausungen der anderen sozialen Gruppen.

Susan Toby Evans widmet sich den Palästen und anderer Wohnarchitektur der aztekischen Elite, wobei sie eine lange Liste von Palastanlagen zusammenstellt, die in verschiedenen Quellen einschließlich Ergebnissen archäologischer Untersuchungen nachweisbar sind. Sie vergleicht die meist nur noch aus schriftlichen Informationen bekannten aztekischen Palastbauten mit als Paläste gedeuteten Bauresten in den zeitlich davor liegenden Kulturen von Teotihuacan und Tula. Sie wertet die aus der frühen Kolonialzeit erhaltenen Abbildungen aus und diskutiert die Paläste in alphabetischer Reihenfolge ihrer Orte, unterscheidet sie nach Stadtpalästen und Sommersitzen auf dem Lande, nach der Funktion der einzelnen Räume und der sie umgebenden Gartenanlagen. Da die meisten aztekischen Paläste von den spanischen Eroberern zerstört oder bis zur Unkenntlichkeit verändert worden sind, ist diese Zusammenschau wichtig, welche die vorspanischen Paläste zugleich als administrative Bauten und Wohnbauten kennzeichnet.

Ben A. Nelson spricht über Eliteresidenzen in Westmexiko und beschäftigt sich besonders mit der Frage, ob die bemerkenswerten Schachtgräber jener Region als Paläste der Toten aufgefasst werden könnten. Er kommt zu dem Schluss, dass Palastbauten im diskutierten Sinne in Westmexiko erst nach der so genannten Klassischen Zeit des 1. Jahrtausends festzustellen sind.

Ernesto González Licón beschäftigt sich mit königlichen Palästen und bemalten Grabbauten und der Frage von Staat und Gesellschaft im Tal von Oaxaca. Er beginnt in der Formativen Zeit und endet mit den berühmten Palastbauten von Mitla, die sich bis heute recht gut erhalten haben – wenn auch als Ruinen. Er diskutiert die verschiedenen Formen der gesellschaftlichen Strukturen, die in diesen Bauten der jeweiligen Elite manifest werden. Ihm gelingt es auch mittels der schriftlichen Überlieferungen der frühen Kolonialzeit, Aussagen zu den Palastbauten zu machen, von denen wir nur noch die Grabunterbauten haben, weil die Adobe-Paläste darüber total verfallen sind und ihre archäologische Untersuchung viele Fragen offen lässt.

Peter D. Harrison und E. Wyllys Andrews widmen sich den Palästen von Tikal und Copán, wobei sie deren Entwicklung über die Jahrhunderte resümieren. Da für die Klassische Maya-Kultur auch Schriftdokumente zur Verfügung stehen, können sie die Unterschiede herausarbeiten, die sich in Gebäudekomplexen verschiedener Art abzeichnen: während in Tikal eine Stratigraphie jahrhundertlang unterschiedliche Nutzung und verschiedene Baumaßnahmen an einem Gebäude gut erkennen lassen, sind in Copán unterschiedliche Funktionen einzelner Gebäude eines ganzen Komplexes nachweisbar; es zeigen sich daran andersartige Konzepte und entsprechende Modelle von Palastbauten in den verschiedenen Maya-Metropolen.

David Webster und Takeshi Inomata nutzen die Gelegenheit neuer archäologischer Funde, um Palastbauten der Elite einer Ebene unterhalb der Herrscher in Copán und Aguateca zu vergleichen. Aguateca bietet dabei die günstige Gelegenheit, solche Eliteresidenzen in einen Vergleich mit hervorragenden Häusern kommunalen Charakters zu setzen.

Joanne Pillsbury diskutiert zuerst das Konzept von Palästen im Andenraum, und zwar vorrangig auf der Grundlage der Berichte aus der frühen Kolonialzeit.

William H. Isbell beschäftigt sich dann mit Palästen und Politik im andinen Mittleren Horizont, wobei ihm Pachacamac an der zentralen Küste als eines der wichtigen Beispiele dient. Er analysiert dann die Bauten von Huari im Andenhochland, um dort anhand der erhaltenen Reste und deren vermuteten Funktionen Palastbauten zu identifizieren. Zum Vergleich zieht er die Stadtpläne von Viracochapampa und Piquillacta heran, um auch dort Palastbauten anhand vergleichbarer Strukturen ausfindig zu machen. Dann interessiert er sich für die Frage, wo in den Ruinen von Tiwanaku auf Grund bestimmter Prinzipien bei deren Anlage Palastbauten zu erkennen seien.

Joanne Pillsbury und Banks L. Leonard diskutieren die Problematik, inwieweit sich in der Späten Zwischenperiode Chimú-Paläste als Architektur von Eliteresidenzen identifizieren lassen. Sie versuchen dies nicht nur in der Hauptstadt des Chimú-Reiches, Chan Chan, sondern auch in nachgeordneten Siedlungen im Jequetepeque- und Casma-Tal. Sie diskutieren die Frage zeitlicher Nacheinander- und räumlicher Nebeneinander-Ordnung von solchen Palastbauten und zugeordneter Nekropolen vor allem im zentralen Raum dieses Staatsgebildes.

Craig Morris stellt sich die Aufgabe einer Analyse der Abgrenzung von Macht nach außen im Rahmen der vielfältigen Räumlichkeiten von Verwaltungspalästen der Inka. Schwerpunkt ist die Analyse des archäologischen Befunds von Huánuco Pampa als Verwaltungszentrum im Vergleich mit La Centinela im Chincha-Gebiet unter Herrschaft der Inka und mit Tambo Colorado, Orte, die wegen der Expansionspolitik des Inka-Staates an der peruanischen Küste Bedeutung erlangten.

Lucy C. Salazar und Richard L. Burger widmen sich einem interessanten Bereich, nämlich dem Leben der Reichen und Berühmten, dem Luxus und dem täglichen Leben in den Haushalten der Elite in Machu Picchu. Wegen der Tatsache, dass hier nicht wie in anderen Orten einschließlich der Hauptstadt des Inka-Reiches Überbauungen aus der Kolonialzeit oder entsprechende Zerstörungen das Bild verfälschen, sondern diese Sommerresidenz der Inka in ihrer Bausubstanz gut zu analysieren ist, interpretieren sie religiöse Bereiche und Wohnbereiche, wo die Elite weitgehend unter sich war.

Stephen D. Houston und Tom Cummins widmen sich den Fragen von Körperlichkeit der Herrscher, ihrer Anwesenheit und deren Bedeutung für den Raum in den Anden und in Mesoamerika. Es geht dabei um die unterschiedliche Auffassung, inwieweit Paläste von der Anwesenheit des lebenden oder verstorbenen Herrschers geprägt und als Herrschersitz verstanden werden.

Der Band bietet anregende Möglichkeiten, sich mit unterschiedlichen Phänomenen der Paläste im vorspanischen Amerika zu beschäftigen. Da die einzelnen Beiträge mit einer großen Anzahl von Fotos und Lageskizzen bereichert sind, da jeder Teil eine umfangliche Bibliographie bietet und das Auffinden von Details insgesamt mittels eines gemeinsamen Index erleichtert wird, ist das Material gut erschließbar. Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die Gesamtschau unter einem solchen Thema wie dem von Residenzen der Eliten und von Palästen der Herrschenden in Altamerika bei Einbeziehung neuerer Materialien und Diskussionen interessante Aspekte der altamerikanischen Staatsgesellschaften erschließt.

Ursula Thiemer-Sachse

Falola, Toyin, and Matt D. Childs (eds.): *The Yoruba Diaspora in the Atlantic World*. Bloomington: Indiana University Press, 2004. 455 pp. ISBN 0-253-21716-4. Price: \$ 27.95

Mitunter ergeben sich Irritationen, wenn die Völkerkunde Forschungen benachbarter Fächer zur Kenntnis nimmt, die eigene, etabliert scheinende Standpunkte zu überdenken zwingen. Derartiges mag bei der Lektüre der Herausgeberschrift von Toyin Falola und Matt D. Childs über die Yoruba-Diaspora in der Neuen Welt geschehen. In ihr geht es um das kulturelle Erbe der westafrikanischen Yoruba, die in der Kolonialzeit, in gesteigertem Maße in der ersten Hälfte des 19. Jhs., als Sklaven in weite Teile Amerikas verschleppt wurden. Verglichen mit Sklaven anderer Provenienz entwickelten sie dort – so der Tenor des Buches – eine kulturelle Dominanz, die weit über ihren Anteil – 1 bis 2 Millionen (292) – an den rund 12 Millionen der nach Amerika als Sklaven verschleppten Afrikaner hinausgeht. Sie haben der afroamerikanischen Religion, Sprache oder Kunst(handwerk) ihren Stempel aufgedrückt. Bis heute ist dieser Einfluss erkennbar, obschon die Yoruba zum Zeitpunkt ihrer Versklavung ungeachtet aller sprachlichen und kulturellen Gemeinsamkeiten weit davon entfernt waren, eine homogene Einheit zu bilden.

Diese Dominanz, die im vorliegenden Buch vor allem (wenngleich nicht ausschließlich) von Afrika- und Amerika-Historikern dargelegt wird, liest sich in dieser Hinsicht wie ein Kontrapunkt zum "Black Atlantic" eines Paul Gilroy, der bekanntlich einem entterritorialisierten, von einzelnen Ethnien abgelösten, Kulturbegriff das Wort redet. Im Atlantik und den Anrainern als dem Szenarium des Sklavenhandels sieht er eine Art fließendes Kulturareal, das der Sklavenhandel und die Sklaverei erst schuf und in dem sich kulturelle Eigenheiten der verschiedenen Sklaven verlieren. Im Gegensatz dazu macht das vorliegende Buch mit seiner Betonung der Ausstrahlung der Yoruba als einem dieser versklavten Völker deutlich, dass Gilroys "Black Atlantic" wenig Platz lässt für die Eigenwilligkeit einzelner afroamerikanischer Bevölkerungsgruppen, und dass er die Afrolateinamerikaner in ihrer kulturellen Vielfalt und lokalen Neuverortung im Einzelfall nicht im Blick hat. Er reproduziert damit

ein Problem, das die "cultural studies" insgesamt auszeichnet.

Dabei greifen die Herausgeber (3), aber auch einzelne Autoren (192) eine Idee von Paul Gilroy immer wieder auf, und zwar dass die Sklaverei und der Sklavenhandel kulturelle Folgen auf beiden Seiten des Atlantiks zeitigten, also sowohl dort, woher die Sklaven kamen, und dort, wohin sie verschleppt wurden. Sie brechen mit der Vorstellung der Sklaverei als kultureller Einbahnstraße, die in Afrika vielleicht eine Lücke, nicht aber kulturelle Folgen hinterließ. Dass es vielmehr immer wieder zum Austausch kam, davon zeugt die Rückkehr freier Sklaven nach Afrika im 19. Jh. oder der kontinuierliche Kontakt zwischen dem Golf von Benin und Salvador de Bahia nachdrücklich. Allerdings ist Gilroys "Black Atlantic" nur ein theoretischer Bezugspunkt des Buches, Mintz' und Prices Kreolisationsidee (3) ein anderer.

Das Buch spannt in vier Kapiteln mit insgesamt 19 Einzelbeiträgen den Bogen von den Yoruba-Ursprüngen, über die Verteilung der Yoruba in Amerika und ihren kulturellen Einflüssen bis zu der Rückkehrerbewegung nach Westafrika. Die Herausgeber, die sich nach eigenen Aussagen um eine internationale Autorengruppe bemühten, beklagen in der Einleitung die fehlende Beteiligung der Vertreter der nordamerikanischen Geschichtsschreibung, deren Themenspektrum so sehr von Fragen der Rasse und des Rassismus dominiert sei, dass sie sich für das kulturelle Erbe der Sklavennachkommen nicht interessierten. Man vermisst Beiträge von US-amerikanischen Wissenschaftlern, wie Lorand J. Matory, die zum Thema gearbeitet haben, im Buch aber nur in der Literaturliste zu finden sind. Diese allerdings, d. h. eine übergreifende, aus den bibliographischen Angaben aller Beiträge zusammengefügte Literaturliste, ist überaus positiv hervorzuheben, weil sie den gegenwärtigen Stand der heutigen Yoruba-Diaspora-Forschung eindrucksvoll abbildet.

Nicht alle Beiträge sind gleich dicht, was nicht immer als Qualitätsurteil zu verstehen ist, sondern in der Natur der Sache liegen kann. So bleibt Russell Lohse (130 ff.) für den Fall des heutigen Costa Rica nur die Möglichkeit, die Biographien einiger gestrandeter Yoruba aus den Archiven zu rekonstruieren, deren Kultur vielleicht ihre Sklavereierfahrung beeinflusst haben mag, die aber selbst kaum weitere Spuren hinterließen. Auch der Vergleich von Trinidad mit den Bahamas von Rosalyn Howard (157 ff.) oder der Beitrag über den Yoruba-Einfluss in Haiti von Kevin Roberts (177 ff.) können sich nicht wirklich mit den Beiträgen über den Yoruba-Einfluss in Kuba und Brasilien vergleichen lassen. Die Forschung ist hier vielleicht noch nicht weiter vorangeschritten. Die Analyse desselben Kevin Roberts (248 ff.) über die Rolle von Familie, Verwandtschafts- und Geschlechterrollen in der Sklaverei, wie sie sich aus den Archiven entnehmen lässt, läuft vorwiegend auf die Feststellung der Fortdauer erweiterter Familiennetzwerke, geschlechtlicher Arbeitsteilung und Gemeinschaftsaktivitäten hinaus, die für die Geschichtswissenschaft befriedigend, für die Ethnologie aber sehr